

I. Kultur zwischen Natur und Politik

1.—*Kultur als Form der Natur.* Im Prozess der Evolution des Lebens kann man die Entwicklung der menschlichen Kultur als den beispiellosen Akt ansehen, in dem die Natur selbst ihr innovatives Potential zu erproben scheint. Kultur ist eine Form der sich ständig erweiternden und erneuernden Natur; sie kann somit selbst gar nicht anders denn als eine auf Innovation angelegte *Selbststeigerung und Selbstüberbietung der Natur* verstanden werden.

Das gilt, obgleich die Kultur sich in vielen ihrer Leistungen von der Natur abzugrenzen, ja ihr zu widersprechen scheint. So ist es insbesondere in der Moderne immer wieder empfunden worden. Als höfisches Ritual und ein Leben in den rasch wachsenden Metropolen als Belastung, ja als Bedrohung des menschlichen Daseins empfunden wurden, führte Rousseaus (angeblicher) Weckruf »Zurück zur Natur« zu einer der ersten Moden der neuzeitlichen Zivilisation. Angesichts der nachfolgenden Industrialisierung, der Dominanz der kapitalistischen Wirtschaftsform, des Siegeszugs der wissenschaftlich angeleiteten Technik sowie der Anonymität bürokratischer Herrschaft wirkt Rousseaus *Maxime* bis heute in der Diagnose von der »Entfremdung« nach. Zwar ist höchst Unterschiedliches gemeint; doch stets soll eine Entfernung von einem angenommenen *Ursprung* angezeigt werden, der, wenn man nicht gleich bis zum Schöpfungsakt zurückgehen will, nirgendwo anders als in der *Natur* liegen kann.

Die Faszination durch einen natürlichen Anfang wirkt bis heute im Zauber nach, der offenbar schon von der Vorsilbe *bio-* ausgeht. Sie belebt alle Verheißungen von einer »natürlichen« Lebensweise, vom Dasein in der »freien Natur« und

sogar noch von dem, was den hochkultivierten Reiz einer »Naturkosmetik« ausmacht.

Längst wissen wir, dass »früher« – und das nicht erst in der menschlichen Geschichte, sondern bereits in der vormenschlichen Natur – so gut wie *alles anders* war, von einigen physikalischen Gesetzmäßigkeiten abgesehen. Man denke nur an die wiederholten »Faunenschnitte«, die sich in den letzten 600 Millionen Jahren ereignet und stets zu einer drastischen Reduktion der Artenvielfalt geführt haben. Ausgelöst durch Einschläge von Meteoriten, durch Vulkanismus oder Platten-tektonik sowie durch die Überproduktion umweltschädlicher Stoffwechselprodukte, kam es zum Massensterben zahlloser Lebewesen. So sind nicht nur die Dinosaurier verschwunden; schon lange vorher war es der im Übermaß ausgeschiedene Sauerstoff, der das Leben zum Erliegen zu bringen drohte. Erst die Innovation der Sauerstoffatmung führte zu einer Wende in der Entwicklung des Lebens, die letztlich auch den Menschen ermöglicht hat.

Vor etwa 250 Millionen Jahren, als ein sich über Jahrzehnte haltender Staubmantel die Erde vom Sonnenlicht abschirmte und große Teile des Lebens zum Erliegen brachte, überlebte eine Spezies von Erdmäusen. Aus ihr, so vermuten die Evolutionsbiologen, ging die spätere Klasse der Säuger hervor, zu dem dann schließlich die Primaten und heute auch die Menschen gehören.

Alles das war und ist »bio« – und bleibt es im Ganzen auch unter den unverändert zur Natur gehörenden Bedingungen der Kultur. *Kultur* ist damit eine Form intensivierter Erweiterung der Natur – ein Sachverhalt, der die dramatische Tragik anzeigt, die uns heute nötigt, von einer »Erneuerung der Kultur« zu sprechen.

Die Formel ist von vornherein auf die Erhaltung und Entfaltung einer durch den Menschen gefährdeten Natur bezogen. Sie geht von der Einsicht aus, dass er seine Lebensbedingungen nur sichern kann, wenn er sich der Gefährdung

seiner kulturellen Lebensformen bewusst ist. Es mag im Rückblick so erscheinen, als sei es früher einmal besser und weniger bedrohlich gewesen. Gewiss sind die Gefahren vor dem Eintritt in die Moderne, im sogenannten Mittelalter, in der Antike oder in der Bronze- und Steinzeit andere gewesen. Aber die besondere Schwierigkeit der Kultur – und insbesondere die ihrer »Erneuerung« – liegt darin, dass sie bereits als solche dazu führt, die Innovationsrate der Natur zu beschleunigen.

Es ist das Schicksal des Menschen, dass er, wie immer er zu leben versucht, zur Evolution des Lebens beiträgt. Und im Begriff der Kultur stellt er seinen Beitrag unter einen zunehmend von ihm selbst gesetzten Anspruch.

2.—*Der Selbstanspruch des Menschen.* Die Kultur bringt den Menschen schon von Natur aus in eine exponierte Lage. Was das aus der Sicht der Natur bedeutet, kann niemand wissen. Man müsste schon Kenntnis von den »Absichten« oder »Zielen« der Natur haben, wollte man auf einen metaphysischen Vorzug (oder Nachteil) des Menschen schließen. Für den Menschen kann die Erkenntnis seines späten Auftritts im Gang der Evolution nur die Einsicht in die naturgeschichtliche Tiefendimension seines Daseins verstärken. Denn in ihm als einem Nachzügler der Evolution hat die Natur zwangsläufig mehr Spuren hinterlassen als in allen anderen Lebewesen, die es bereits vor der Entstehung des Menschen gegeben hat.

Ob darin ein Argument für eine besondere Verantwortung des Menschen für das Leben liegt, kann offenbleiben. Denn jeder Mensch ist ohnehin bereits *durch sein bewusstes Dasein* zur Erhaltung der Natur genötigt, von deren Vorkommen er abhängig ist und auf deren Bestände er mit seinem Handeln Einfluss nehmen kann. Er darf sich das Wasser nicht abgraben, das er zum Leben braucht.

Wichtigste Bedingung für die Wirksamkeit dieser elementaren Einsicht ist, dass dem Menschen an sich selber liegt und er damit auch sich und seinesgleichen wichtig nimmt. Damit ist die Bedingung erfüllt, die zu sagen erlaubt, dass der Mensch der Natur immer auch dadurch verbunden ist, dass sie in den Bereich seiner *Verantwortung* fällt: Soweit sein Wissen und sein Können es erlauben, hat er sich um die Sicherung der Bedingungen zu bemühen, die ihm die Natur gewährt.

Für die Begründung seiner Zuständigkeit für die Natur, die er braucht und auf die er Einfluss hat, bedarf der Mensch des Rückgriffs auf seine exponierte evolutionstheoretische Stellung nicht. Es genügt, dass er mit seiner jederzeit gegebenen Verantwortung für das Gelingen seines in die Generationenkette eingebundenen Lebens auch für die Wahrung von dessen Grundlagen zuständig ist.

Mag diese Verbindlichkeit sich zunächst nur auf die Sicherung des Lebens der Menschen in seiner Nähe und auf die ihm anvertrauten Aufgaben und Dinge beziehen, so hat sie gleichwohl niemals bloß eine *technische*, sondern schon früh auch eine *moralische Dimension*. Sein Anspruch auf ein Gelingen seines Tuns verpflichtet ihn aus sich selbst, auf die Wahrung der erforderlichen Bedingungen zu achten. Und so sehr er damit allein auf sich selbst bezogen zu sein scheint, so kann er dabei doch nicht von der Existenz seiner Mitmenschen und seiner Nachkommen absehen.

Diese moralische Verbindlichkeit gab es, lange bevor die Gefährdung seiner Lebensgrundlagen überhaupt durch ihn selbst zum Politikum geworden ist. Folglich muss man nicht erst auf die disziplinäre Anerkennung einer Umweltethik warten, ehe sich die Verantwortung des Menschen für die Natur begründen lässt.

3.—*Die Aufgabe der Kultur.* Die abstrakt anmutende moralische Verbindlichkeit für die Umwelt gewinnt durch die Einsicht in den *Zusammenhang von Natur und Kultur* an Konkretion. Denn die innere Einheit von Natur und Kultur verbietet es, in der einen lediglich den »Überbau« der anderen zu sehen. Kultur ist keineswegs nur der *Schmuck*, mit dem der Mensch sich in der Natur gefällt, so dass ihm die Probleme des Überlebens leichter fallen. Es ist vielmehr so, dass sich das Lebewesen, das in allen seinen Entwicklungsphasen durch die Evolution des Lebens ermöglicht worden ist, nunmehr nur noch *als kulturelles Wesen* erhalten kann! In einem Zeitraum von mindestens zwei Millionen Jahren hat sich der Mensch nur unter den Bedingungen seiner von ihm selbst geschaffenen Kultur bis zu der Stufe entwickeln können, auf der er heute lebt. Deshalb hängt seine Zukunft nicht nur von der Erhaltung seiner elementaren Naturbedingungen ab, sondern wesentlich von der Erhaltung und Entfaltung der Kultur, in der er lebt und in der er sich versteht.

Man kann daher verstehen, wenn in den Debatten über die Sicherung der Zukunft des Menschen aller Nachdruck auf der *kulturellen Existenz* des Menschen liegt. Denn es ist nicht nur so, dass die kulturelle Lebensform des Menschen überhaupt erst zur Gefährdung seiner eigenen und vieler anderen Spezies geführt hat. Es ist auch nicht zu bestreiten, dass die Zerstörung der menschlichen Lebenswelt zuerst dramatische Veränderungen im kulturellen Zusammenleben der Menschen zur Folge hätte. Vielmehr müssen auch alle denkbaren Strategien, die zur Abwendung der drohenden Katastrophe führen können, selbst *kulturellen Charakter* haben, um Zustimmung finden zu können! Auch ihr Erfolg hängt davon ab, ob die Menschen bereit und in der Lage sind, ihre *kulturell geprägte Lebensweise* auf neue Konditionen einzustellen. Es ist dennoch ein – insbesondere in der Debatte über das

Anthropozän verbreiteter – Kurzschluss,¹ angesichts der lebensweltlichen Priorität der Kultur auf die sie in jeder ihrer Leistungen bedingende Natur verzichten zu wollen.

Für den Menschen ist die Kultur als *Form seiner Natur* auch die *Form seines Daseins*, um dessen Erhaltung und Entfaltung es ihm unter allen Bedingungen seines Lebens geht. Und gerade in diesem elementaren Lebensinteresse ist jeder Mensch der Kultur verbunden. Was immer er tun, wissen oder ausdrücken kann, ist durch die *Kultur* vermittelt, die ihm in jedem Fall und unter allen Bedingungen auch seinen individuellen *Zugang zur Natur* eröffnet.

Die Kulturgeschichte des Suizids führt uns vor Augen, dass der Mensch sogar noch im selbstgewählten Tod seiner Zeit verbunden bleibt. Erst im Augenblick des Todes, erst mit dem Erlöschen des Bewusstseins kommt es zur Ablösung der humanen Selbstverpflichtung des Einzelnen gegenüber sich selbst. Doch kaum ist dieser tödliche Akt im Einzelfall vollzogen, sorgt die Kultur für den natürlichen Anschluss sowohl im Handeln der Hinterbliebenen wie auch durch die sie tragenden Institutionen sowie durch den Schmerz und die Rituale der Trauer.

So ist die Kultur der Halt, der noch im Scheitern des Einzelnen die Kontinuität im gesellschaftlichen Leben sichert und auch darin der Erhaltung der Natur entgegenkommt. Noch in dieser generativen *Brückenfunktion der Kultur* zeigt

¹ Programmatisch im 2013 verkündeten Verdikt des niederländischen Architekten Rem Koolhaas: »Die Natur ist vorbei.« Das Missverständnis einer solchen These liegt in der Neigung, aus Natur und Kultur eine handlungsrelevante *Alternative* zu machen. Auf dieses Missverständnis gehe ich unten in der Thematisierung der Technik ein, die gleichermaßen zur Natur wie zur Kultur gehört. Also lassen sich beide auch dann nicht trennen, wenn besondere kulturelle Anstrengungen nötig sind, um eine Natur zu erhalten, die ein kultiviertes menschliches Leben erlaubt.

sich ihre Nähe zur Natur, die durch die Kultur für ihre Fortsetzung sorgt.

Einen verblüffend anschaulichen Beleg für den Zusammenhang zwischen Kultur und Natur bot kürzlich eine vielbeachtete Ausstellung in der Hamburger Kunsthalle unter dem Titel »Entfesselte Natur«.² Sie zeigt Bilder vom brennenden Troja, von der Zerstörung der pompejischen Kultur durch die Ausbrüche des Vesuv, vom zerstörten Lissabon nach dem Erdbeben 1755, sowie von sinkenden Schiffen und überschwemmten Landschaften. Dass hier die natürlichen Elemente Erde, Luft, Wasser und Feuer ihre Wirkung entfalten, ist offenkundig. Doch die Dramatik zeigt sich in so gut wie allen Fällen in der *Zerstörung der Kultur*! Selbst die Darstellungen der Sintflut kommen nicht ohne die Exposition der vom Tod bedrohten Menschen aus, während im Hintergrund die Arche Noahs auf den steigenden Fluten schwimmt.

4.—*Die Kultur als Sphäre der menschlichen Freiheit.* Die philosophische Ethik, die ihren Ursprung in der Verpflichtung des Menschen gegenüber sich selbst und seinesgleichen hat, tut sich schwer, wenn sie die Verbindlichkeit des Menschen gegenüber der Natur und dem Leben begründen soll. In seiner Selbstbestimmung unter der Autonomie seiner Vernunft scheint der Mensch so allein auf sich selbst bezogen zu sein, dass sogar hochgeschätzte Denker sich veranlasst sehen, die darin liegende »Anthropozentrik« zu verwerfen, um den

² Vom August 2018 bis Januar 2019 unter dem Titel: *Entfesselte Natur. Das Bild der Katastrophe seit 1600*. Der für die Hamburger Kunsthalle herausgegebene Katalog von M. Bertsch u. J. Tremper (Petersberg 2018) unterstreicht das kunstgeschichtliche Interesse der Veranstalter. Um so deutlicher tritt in der Kunst die Allgegenwart der Natur hervor.

Menschen auf die Erhaltung des »Seins« verpflichtet zu können.³

Doch eine solche Alternative, wenn sie denn im Rahmen einer *Ethik* entwickelt und nicht zum Prinzip einer politischen *Diktatur* erhoben wird,⁴ bleibt auf die *freie Einsicht* eines jeden einzelnen Menschen angewiesen. In ihrer Prämisse setzt die These von der *Anthropozentrik* ebendas voraus, was sie in der Konsequenz verwirft.

Dass es überhaupt zu einer Alternative zwischen dem Selbstbezug des Menschen und seiner Verbindlichkeit gegenüber der Natur kommen kann, hat seinen Grund in einem Defizit in der Erkenntnis der inneren Beziehung zwischen menschlicher Natur und menschlicher Vernunft. Es bedarf aber nur eines nüchternen Urteils, um zu sehen, dass die Vernunft nichts dringlicher braucht als die Natur, ohne die sie nicht nur nicht bestehen könnte, sondern auch gar nichts zu bestimmen hätte.

Nur solange man die Vernunft nach einem antiquierten Schema als »übernatürliches« Vermögen bewertet, kommt es zu der metaphysischen Fehleinschätzung. Eine irrtümlich als jenseitig angesehene »übernatürliche« Vernunft ist von vornherein nicht in der Lage, Einfluss auf die »natürliche«, also die empirische Natur zu nehmen. Sollte sie durch ihre Übernatürlichkeit tatsächlich »außerweltlich« sein, könnte sie keine »innerweltlichen« Wirkungen haben. Darauf ver-

³ Das ist die Konsequenz, zu der Hans Jonas in seiner ansonsten höchst lesenswerten Begründung für das »Prinzip Verantwortung« gelangt. Damit steht er hier Heideggers ethikfernem Seinsdenken näher als der alteuropäischen Tradition der Ethik (vgl.: *Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*. Frankfurt a. M. 1979).

⁴ Hans Jonas hat sich persönlich überzeugend gegen den Verdacht gewehrt, seine Rede vom »Vorrang des Seins« vor dem der Freiheit könne auf eine Rechtfertigung der Diktatur hinauslaufen. Heute wissen wir aus Heideggers *Schwarzen Heften*, dass dessen Seinsdenken auf eben diese Konsequenz angelegt war.

weisen alle »Deterministen«, die keine realen Einflüsse der Vernunft auf die mit ihr in Anspruch genommene Freiheit akzeptieren, zu Recht.

Doch das gibt ihnen noch keinen Grund, die Wirksamkeit des Anspruchs auf Freiheit zu bestreiten. Wenn man sieht, wie vielfältig, ja gegensätzlich die Natur in ihren unterschiedlichen Erscheinungsformen ist, muss man einräumen, dass es Wirkungsformen gibt, die in ihrer Komplexität weit über das hinausgehen, was ein isolierter Kausalnexus erwarten lässt. Das müssten insbesondere Biologen wissen, die *Freiheit* zwar für unmöglich, Leben aber für eine *Tatsache* halten. Sie erklären das Leben als einen »autopoietischen« Vorgang, in dem ein genetisches Programm den physikochemischen Stoffwechsel bestimmt, und gehen dabei weit über den singulären Zusammenhang einer Ursache mit einer Wirkung hinaus. Hier werden Kreisprozesse unterstellt, in denen es Rückkoppelung und eine gravierende Differenz zwischen dem Innen und dem Außen belebter Körper gibt.

Und wenn das zu qualitativ neuartigen Formen in der realen Welt führt, spricht nichts dagegen, auch die autopoietische Spontaneität im Umweltverhalten von Organismen anzuerkennen. Also braucht man nur hinzuzufügen, dass eine solche Spontaneität im Verhältnis zu anderen Lebewesen angenommen werden muss, und kann geradezu zwingend von *Freiheit* sprechen, wann immer sie sich im sozialen Wechselverhältnis der Menschen zeigt.

Wenn die autopoietische Selbstregulation des Organismus möglich ist, kann die physische Selbstbestimmung eines Menschen durch seine Beziehung zu seinesgleichen regulierende Vernunft nicht unmöglich sein. Man muss nur zeigen, woher die menschliche Vernunft ihre durch und durch weltlichen Impulse bezieht.

Die säkularen Impulse der menschlichen Vernunft erkennt man umso leichter, je eher es möglich ist, nicht nur die *Natur* mit der *Kultur* zu verknüpfen, sondern zu zeigen,

dass die *Kultur* auch die Sphäre ist, in der sich die *Vernunft des einzelnen Menschen* bildet! Mehr noch: dass die Vernunft nicht nur als ein *programmatisches Steuerungsorgan des Individuums*, sondern auch – in ebendieser Funktion – als ein *Organ der Kultur* angesehen werden kann.

Freiheit wäre dann, in voller Anerkennung der kausalen Determination der physischen Natur, Ausdruck der individuellen *Selbstbestimmung durch eigene Einsicht*, an der nicht nur das Wissen von der Natur, sondern auch die Ordnung, die Werte und Ziele der Kultur ihren Anteil haben. Die guten *Gründe*, die wir von der Vernunft erwarten, haben die Gesetze der Natur und die Zwecke der Kultur in Rechnung zu stellen. Also hat die Kultur einen wesentlichen Anteil an dem, was Freiheit möglich macht. Sie bietet zugleich den Rahmen, in dem die Freiheit – durch Bildung, Recht und politischen Schutz – gesellschaftlich garantiert werden kann.

5. *—Kultur: die zu Bewusstsein kommende Form der Natur.* Fragt man, was die Kultur von der Natur unterscheidet, wird man wohl an erster Stelle die Tatsache nennen, dass sie *von Menschen gemacht* ist. Damit kann nicht gemeint sein, dass sie von einer Versammlung zielstrebigster Individuen nach Art eines Gründungsakts beschlossen und ins Werk gesetzt worden ist. Es wäre auch abwegig, ihre Entstehung einer einzigen Epoche oder auch nur einer singulären Population von Menschen zuzuschreiben. Ihre Entstehung vollzieht sich in Jahrtausenden; im Mythos bleibt sie den Göttern vorbehalten. Die aber geben stets nur den ersten Impuls; die Mühen der Entfaltung der Kultur in Erprobung und Einsatz zahlloser Fähigkeiten haben in allen Fällen die Menschen zu tragen, die jeweils für die kurze Zeit ihres Lebens beteiligt sind.

Auch wenn die Natur selbst bereits eine lange *Geschichte* hinter sich hat, so erfüllt doch erst die Kultur den Tatbestand eines durch und durch *historischen Phänomens*, das in Initia-

tion und Genese dem Menschen zugeschrieben werden kann. Alle Menschen *sind Natur*, und sie bleiben ihr bis in den Tod verbunden; doch solange sie leben, *nehmen sie teil an der Kultur*, zu der sie mit ihrem Dasein ihren Beitrag leisten. Damit ist die *Kultur der paradigmatische Ausdruck der Geschichtlichkeit* des menschlichen Daseins.

Das heißt nicht, dass der Übergang von der Natur zur Kultur im Einzelnen oder gar im Ganzen zielbewusst vollzogen worden ist. Vieles dürfte absichtslos und durch Zufall entstanden sein. Gleichwohl gehen wir davon aus, dass in den grundlegenden Akten das Bewusstsein von Menschen beteiligt war. Irgendwo und irgendwann ist (stets unter verständiger Beachtung durch Andere) ein *Werkzeug* zum Einsatz gekommen und weiterverwendet worden. Jahrtausende später wurden die ersten Worte gesprochen, die ersten Bilder an eine Höhlenwand gemalt und die ersten Mitteilungen geschrieben. Irgendeiner muss den ersten Stein geworfen, mit Pfeil und Bogen geschossen, dem Schermesser seine Sichelform und der Axt einen Stiel gegeben haben.

Die näheren Umstände und die Urheberschaft werden erst entscheidend, wenn die Entwicklung der Kultur schon weit fortgeschritten ist, wenn die Taten Einzelner festgehalten und narrativ überliefert werden können. Erst von hier an dürfte es möglich gewesen sein, die Kultur in ihrer Eigenart zu erfahren und in ihrer Besonderheit zu schätzen. Dazu war es vermutlich nötig, die kulturellen Leistungen in ihren möglichen Intentionen zu verstehen und sie mit Blick auf die eigenen Motive zu beurteilen. *Kultur ist das, was sich im Handeln von Menschen verstehen und im Licht eigener Absichten bewerten lässt.*

Was die Kultur in ihrer historischen Tiefe, ihrer globalen Ausdehnung sowie in der unendlichen Vielfalt ihrer Wirkungsmomente für den Menschen bedeutet, lässt sich durch den Hinweis kenntlich machen, dass der Mensch nicht nur das *Subjekt der Kultur*, sondern auch deren *Objekt* ist: Es ist

die von ihm inaugurierte Kultur, in der er überhaupt erst zum Menschen wird. Durch seine Leistungen bringt er die Kultur auf den Weg und wird ebendabei durch sein eigenes Produkt geformt und gebildet.

Wer sich diese Wechselwirkung vor Augen zu führen sucht, wird nicht länger erwarten, mit dem Begriff der »Entfremdung« einer Zeitdiagnose zum Ausdruck zu verhelfen – es sei denn, er definiert den Menschen als ein sich in seiner Kultur fortgesetzt von sich selbst entfremdendes Wesen. Dass damit keineswegs bloß die äußere Erscheinungsform des Menschen – das in der Größe des Kopfes sichtbar werdende Wachstum des Großhirns, die Ausdifferenzierung der Hand, der Rückgang des Haarkleids oder die Tönung der Haut – gemeint ist, wird augenblicklich klar, wenn wir auch das originäre Gestaltungsmoment der Kultur: das *Bewusstsein* als *Produkt* und zugleich als *in sich selbst sozial verfasstes Medium* allen kulturellen Geschehens erkennen.

6.—*Bewusstsein als das Organ der Kultur.* Sosehr sich die Philosophen auch seit Jahrhunderten um zureichende Beweise bemühen: Das Bewusstsein lässt sich nicht zureichend als mentales Organ des *einzelnen Menschen* begreifen! Es ist keineswegs allein das, was sein Zentrum hinter der Stirn eines jeden Einzelnen hat, um ihn von hieraus mit seiner »Außenwelt« zu verbinden. Bis heute meinen gerade die Theoretiker des Bewusstseins, dieses müsse sich allererst einen »mental Zugang« zur Welt eröffnen, in der es mit den Dingen und mit seinesgleichen verbunden ist.⁵ In Wahrheit jedoch ist das Bewusstsein selbst ebendieser Zugang! Es ist die immer schon *sozial konstituierte Verbindung* mit den Sachverhalten, die dem Menschen die Welt bedeuten.

⁵ Marcus Willaschek, *Der mentale Zugang zur Welt: Realismus, Skeptizismus und Intentionalität*, Frankfurt a. M. 2003.

Also ist das Bewusstsein kein Punktstrahler des jeweiligen Selbst; es muss vielmehr selbst als die Beleuchtung eines Weltzusammenhangs angesehen werden, dem sich die sich verständigenden Menschen gegenübersehen. Folglich ist bereits das Bewusstsein ein *soziales Organ*, das den Menschen sowohl mit der Welt wie auch mit seinesgleichen verbindet. Selbstbewusstsein ist dann nichts anderes als die im jeweils Einzelnen konzentrierte, gleichermaßen soziale wie mundane Verbindung zwischen dem Einzelnen und seiner Welt.

Es bedurfte nicht erst der Erfahrung mit den digitalen Netzwerken der Gegenwart, um das Bewusstsein selbst als »Netz« zu beschreiben, in dem das jeweilige Selbstbewusstsein mit der Funktion eines Knotens verglichen werden kann.⁶ Heute können wir es als das *Zentralorgan der menschlichen Kultur* ansehen, das zwar nicht alles steuert, wohl aber die Möglichkeit bietet, die in ihrer Bedeutung erkannten Risiken und Chancen der Kultur zu erkennen und zu bewerten. Darüber hinaus bedarf es des Rahmens einer Kultur, um ihrer weiteren Entwicklung *bewusste Impulse* zu geben.

7.—*Die Zähmung des Feuers als erstes Lehrstück der Kultur.* Die menschliche Kultur entsteht unter Bedingungen, die vermutlich zu keiner Zeit als »paradiesisch« empfunden worden sind. Zur Verklärung eines Ursprungs konnte es wohl nur im mythischen Rückblick kommen. Jede Gegenwart

⁶ Das Bild vom Netz findet sich 1886 bei Friedrich Nietzsche in *Die Fröhliche Wissenschaft*, §B2ß§364. Es ist durch die seit Carl Gustav Carus' *Physis* (1851) wiederkehrenden, von Rudolf Virchow verstärkten Vergleiche zwischen dem Nervensystem und dem die Telegrafie ermöglichenden Kabelnetzwerk gut vorbereitet. Zum letzten: Ernst Kapp, *Grundlinien einer Philosophie der Technik*, (1877), Hamburg 2015. Zum Ganzen: Volker Gerhardt, *Humanität. Über den Geist der Menschheit*, München 2019.

neigt dazu, ältere Zeiten zu idealisieren und Besserung allenfalls von der Zukunft zu erhoffen. Heute glauben wir zwar objektive zivilisatorische Parameter für die Messung des Fortschritts nennen zu können – als Erleichterung und Verbesserung erlebt wird das eigene Leben aber selten. Dennoch hat es den Anschein, die Lebensbedingungen änderten sich mit ständig wachsender Geschwindigkeit.

Im Vergleich mit dem Tempo, an das wir uns heute gewöhnt haben, verlief die Entstehung der menschlichen Kultur in denkbar größter Langsamkeit. Die Anfänge liegen wohl mindestens zwei Millionen Jahre vor unserer Zeit. Sie haben viele Jahrtausende in Anspruch genommen, ehe es zum Aufbau einer schützenden Sphäre kam, die man »Kultur« nennen und somit generell als die »zweite Natur« des Menschen bezeichnen kann.

Den unwiderruflichen Schritt zur Kultur verdankt der vorgeschichtliche Mensch vermutlich der Überwindung einer alle Lebewesen bis dahin bis zum Äußersten entsetzenden *Angst*: und zwar der *Angst vor dem Feuer*. Mit Sicherheit war es nicht die ästhetische Lust am Feuerwerk. Es dürfte vielmehr der Hunger gewesen sein, der einige Hominiden die Furcht vor der noch nicht erkalteten Glut nach einem Wald- oder Steppenbrand hat überwinden lassen: Sie fanden Essbares, das nicht nur besser schmeckte, sondern überhaupt erst genießbar war.

Nach dieser vermutlich zufälligen, aber mit der Zeit mehrfach erwartungsvoll wiederholten Entdeckung war es eine kulturelle Tat ersten Ranges, mit dem Feuer in eigener Absicht und mit wachsender eigener Einsicht umzugehen. Es bedurfte gewiss einer genauen Beobachtung und einer gezielten sozialen Abstimmung, um sich die schier unglaublichen Vorteile zu verschaffen, die mit der Nutzung des Feuers verbunden waren: Man konnte nicht willkommenen Tiere und Menschen auf Distanz halten und bei kalter Witterung in Höhlen schützende Wärme suchen. Aus frühmenschlichen

Funden schließen Anthropologen, dass ein Feuer die Möglichkeit bot, die Mitglieder einer Gruppe zu versammeln, so dass erstmals ein freier und gelassener Austausch zwischen den Menschen möglich wurde. Vielleicht haben auch Tanz und Spiel hier ihren Anfang genommen.

Die damals von niemandem einzuschätzenden Vorzüge des Umgangs mit dem Feuer lagen im langfristigen Effekt der sich *ausweitenden Nahrungspalette*. Mit dem Erhitzen tierischer und pflanzlicher Kost wurde der Organismus mit Stoffen versorgt, die ein überproportionales Wachstum des Großhirns ermöglichten und in der Folge zur Steigerung seiner intellektuellen Kapazitäten führte.⁷

8. *Der Umgang mit dem Feuer als Herausforderung des Bewusstseins.* Es liegt auf der Hand, dass der Umgang mit dem Feuer wesentlich höhere Anforderungen an Lebewesen stellt, die nur in der Gruppe und in verlässlicher Arbeitsteilung mit dem bedrohlich bleibenden und schwer berechenbaren Element des Feuers umgehen können. Es erfordert anspruchsvolle Fertigkeiten, in deren Entwicklung man, nach der *Überwindung der Angst*, die zweite Quelle der menschlichen Kultur namhaft machen kann.

Erinnerung, Aufmerksamkeit und Voraussicht muss es bei allen Lebewesen mit einer koordinierten Leistung ihrer Sinne geben. Aber der soziale Umgang mit dem hochgefährlichen und gleichwohl lebensnotwendigen Feuer verlangte eine aktuell wirksame Verständigung über Vorsorge, Unterhalt und Sicherung des sich nach eigenen Gesetzen verhaltenden Feuers, so dass es unumgänglich wurde, sich auch in erweiterten

⁷ Friedemann Schrenk, *Die Frühzeit des Menschen. Der Weg zum Homo sapiens*, München 2008 (5., vollständig neubearbeitete und ergänzte Auflage).

Zeiträumen über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der dafür zuständigen Akteure zu verständigen.

Dass beim Frühhmenschen zugleich die intellektuellen Voraussetzungen geschaffen werden, um den Umgang mit dem Feuer auszuweiten und es für neuartige Zwecke zu nutzen, wirkt im Rückblick wie eine Fügung der Natur, die man – mit Blick auf die spätere Entwicklung – sowohl als schier unglaubliche Gunst wie auch als Verhängnis deuten kann. Über die Alternative von Gunst und Verhängnis wird in der Kulturphilosophie seit mehr als 250 Jahren gestritten. Doch weder eine genauere Kenntnis der Geschichte noch großangelegte Theorien erlauben, eine verbindliche Antwort zu geben. So gab es noch im vergangenen Jahrhundert eine Kontroverse darüber, ob die Kultur als eine »Tragödie« oder aber als »produktives Drama« zu verstehen sei.⁸ Ein objektiver Schiedsspruch wird sich hier nicht finden lassen, auch wenn jeder, der dem Menschen Erfolg wünscht, für die hoffnungsvolle Option stimmen wird. Doch darüber, wer hier am Ende recht behält, kann bestenfalls der weitere Verlauf der Menschheitsgeschichte Auskunft geben. Also bleibt den Menschen nur die Chance, die nach ihrem aktuellen Urteil besten Voraussetzungen für eine aussichtsreiche Zukunft zu schaffen.

Eine Aufgabe der Kultur liegt also darin, sich über ihre Voraussetzungen und möglichen Ziele zu verständigen und somit das Urteil sowohl im sachlichen wie auch im sozialen Zusammenhang so zu konsolidieren, dass man mit größter Zuversicht handeln kann.

9.—*Die Ausdifferenzierung der Kultur.* Was der Mensch im Umgang mit dem Feuer und im allmählich zunehmenden Gebrauch von Werkzeugen und Werkstoffen lernt, dürfte

⁸ Mehr dazu im Teil II des Buches.

noch zu seiner Vorgeschichte als *Hominide* gehören: Er perfektioniert den aufrechten Gang, disponiert sich zu einer Vielzahl von Fertigkeiten und befähigt sich so, in unterschiedlichen Gegenden der Erde zu leben.

Doch sobald er lernt, mit Feuer, Steinen und Stöcken Feinde und Tiere auf Distanz zu halten, Barrieren zu errichten und Hütten zu bauen, dürften die Bedingungen für den Aufbau sozialer Gemeinschaften gegeben gewesen sein. In ihnen dürfte es Freiräume im Umgang mit dem Nachwuchs und für die Ausbildung spezieller Fertigkeiten gegeben haben. Die lassen die Anforderungen an die gegenseitige Verständigung steigen und bieten Möglichkeiten sowohl zur Profilierung der jeweiligen Gruppen wie auch ihrer Mitglieder untereinander. Das ist durch die Funde aufwändig hergestellter Gegenstände belegt, die sich durch eine wachsende Vielfalt und die erhöhte Kunstfertigkeit ihrer Gestaltung auszeichnen. Unter diesen Bedingungen vollzieht sich vermutlich vor wenig mehr als 100.000 Jahren der Übergang zum *homo sapiens*.

Mit ihm kommt es zur Ausdifferenzierung der Kultur, die in den Unterschieden der Formgebung der Gebrauchsgegenstände kenntlich wird, die zunehmend auch zur Bewältigung hoch spezialisierter Arbeiten – wie für die Herstellung und Befestigung von Kleidung, zur Aufbereitung von Nahrung sowie zur Herstellung von Speeren – geeignet sind. Als bald kommen auch Schmuckstücke hinzu, die nicht nur als Amulette, sondern – in der Form von Kämmen und Spangen – auch in ästhetischer Absicht verwendet werden. Skulpturen und erste Musikinstrumente lassen eine magische Deutung zu, erlauben aber auch den Schluss auf ein vielleicht schon »ästhetisch« zu nennendes Gefallen am eigenen Gelingen.

Kultische Praktiken und Freude an der eigenen Produktivität scheinen hier jedenfalls bereits eng miteinander verbunden. Trotz der spärlichen Hinterlassenschaften aus den ersten Jahrtausenden der Entwicklung des *homo sapiens* darf

man sicher sein, dass er eine zunehmende *Aufmerksamkeit für sich selbst* entwickelt, der er in eigenständigen Formen seiner Lebensgestaltung Ausdruck verleiht.

Aber es gibt auch Hinweise auf eine weit über den regionalen Horizont hinausgehende Aufmerksamkeit für die Beschaffenheit ferner Landstriche. Dafür sprechen nicht nur die weiten Areale, in denen gejagt und gesammelt wurde; es gibt sichere Belege für großräumige Wanderungsbewegungen, die letztlich zur Besiedlung aller Erdteile führten. Es bestanden auch Tauschbeziehungen zwischen entfernt lebenden Stämmen, die über Materialien verfügen, die andernorts als besonders nützlich angesehen wurden. Nachgewiesen ist das für den Handel mit Steinen und Hölzern, die für die Waffenherstellung im südlichen Afrika benötigt wurden.⁹

Damit kann als sicher gelten, dass es Möglichkeiten *sachhaltiger Verständigung* zwischen weit voneinander entfernt lebenden Menschen und Siedlungen gab. Sicher ist auch, dass der *homo sapiens* eine Kenntnis von den Differenzen der verschiedenen menschlichen Lebensformen hat, ohne in ihnen immer schon einen Anlass zur Flucht oder zu kriegerischer Auseinandersetzung zu sehen. Mit dem Wissen von unterschiedlichen Umwelten gibt es auch ein Verständnis für die Unterschiede im Verhalten ihrer Bewohner und ein Bewusstsein von den Vorteilen, die aus der Andersartigkeit der Lebensweisen gezogen werden können.

So finden sich Belege dafür, dass die verwendeten Materialien aus verschiedenen Regionen stammen und vermutlich durch Handel eingetauscht worden sind. Damit sind wir auch dem Charakter und dem möglichen Verwendungszweck der Fundstücke sehr nahe, die wir mit dieser mutmaßlichen

⁹ Zum Ganzen siehe: Miriam Haidle/Volker Moosbrugger, Die Rolle der Kultur in der Evolution des Menschen, in: *ArteFakte: Wissen ist Kunst – Kunst ist Wissen. Reflexionen und Praktiken wissenschaftlich-künstlerischer Begegnungen*, hg. v. Hermann Parzinger, Stefan Aue, Günther Stock, Bielefeld 2014, 27–36.

Zwecksetzung bis heute zur Kultur im engeren Sinn rechnen. Die hinterlassenen Wohnplätze geben vielfältige Auskünfte über die zunehmende Verselbstständigung der Lebensweisen, die als sicheres Zeichen einer sich konsolidierenden Kultur des Menschen gelten können.

Rechnen wir hinzu, dass auch ein Bewusstsein erlebter, geschätzter und genutzter *Andersartigkeit* im Verhältnis zu seinesgleichen vorkommt, haben wir eine Vorstellung von der *differenzierten Selbst- und Weltwahrnehmung*, die den *homo sapiens* bereits in seinen Anfängen ausgezeichnet haben muss. Als weiteres Indiz kann die Tatsache gelten, dass er schon früh Tiere, vornehmlich Hunde und Hühner, in seiner Gesellschaft duldete. Dass er viel später, ob als sesshafter Sammler und Jäger oder als Nomade, die Gemeinschaft mit Tieren sucht, spricht nicht gegen den Befund, dass er seine Identität als Mensch schon früh im Bewusstsein der Differenz zu seinesgleichen wie auch der Nähe zu andersartigen Lebewesen gefunden hat.

10.—*Unveränderte Bindung an die Natur.* Es gibt somit nicht den geringsten Grund, die Lebensweise der sich allmählich kultivierenden Horden als eine frühe Form des *Auszugs aus der Natur* vorzustellen: Ob *Hominide*, *homo erectus* oder *homo sapiens*: Es sind und bleiben Naturwesen, die sich mit ihren naturgegebenen Bedürfnissen, trotz der zunehmend eingesetzten Hilfsmittel und der Einübung unterschiedlicher Aufgaben zum Schutz der Gruppe, nicht aus der Natur entfernen, sondern mit ihrer Lebensweise *in der Natur verbleiben*. Es gelingt ihnen, ihre spezifische Form des Überlebens *in der Natur* zu finden. Damit verändern sie sich selbst, werden zu Kulturwesen und üben Einfluss auf ihre Umgebung aus, die durch neue Pflanzensorten, Bewässerungsanlagen und eigens gezüchtete Tiere einen anderen Charakter annimmt. Bereits der werdende Mensch hat durch

das Feuer, durch den Werkzeuggebrauch, durch die Bearbeitung der Natur in seiner unmittelbaren Umgebung sowie durch seine Siedlungsformen stärker auf seine Umwelt gewirkt als selbst jene Tiere, die Nester, Erdhöhlen und Dämme bauen oder die allein durch ihre Überzahl anderes Leben einschränken, fördern oder verdrängen.

Aber nicht nur dadurch ist der Unterschied zu den Primaten und zu den unzähligen anderen Tierarten, die auch nur dadurch überleben, dass sie sich Lebensmöglichkeiten in ihren Umwelten schaffen, beträchtlich. Denn der *homo sapiens* lernt es, *Lebendiges*, das nicht zu seiner Spezies gehört, hervorzubringen, zu pflegen, zu fördern und in seine Lebensformen einzubinden. Das geht weit über das hinaus, was wir aus der Symbiose anderer Lebewesen im Pflanzen- und Tierreich kennen.

Es hat auch einen anderen Charakter als das, was wir an affektiven und emotionalen Bindungen zwischen den Angehörigen einer Spezies sowie zwischen artfremden Lebewesen kennen. Die Erforschung der Rolle der Gefühle im Haushalt anderer höherer Lebewesen steht noch am Anfang. Aber was wir bereits wissen, bestätigt Darwins Hypothese, dass Gefühle sowohl in ihrer Vielfalt wie auch in ihrer Bedeutung keine Besonderheit des Menschen darstellen.¹⁰ Die Menschen erhalten, entfalten und »kultivieren« sich vornehmlich in ihren Ausdrucksformen. Dass »Kultivierung« hier nicht zwangsläufig Zähmung im Sinn einer linearen Abschwächung oder einer sublimen Verfeinerung bedeutet, ist an den Ausdrucksformen der Liebe, der Trauer oder der Abneigung zu erkennen, die sowohl in die eine wie auch in die andere Dimension der Entwicklung gehen und dabei exzessive Formen annehmen, die uns dazu führen können, kein Lebewesen mehr zu verachten oder zu fürchten als den Menschen.

¹⁰ Charles Darwin, *The Expression of the Emotions in Man and Animals*, London 1872.

Im Gang der von ihm an sich selbst gemachten Erfahrung kommt der Mensch im Lauf von wenigen tausend Jahren zu dem »vielfarbigen« Selbstbewusstsein,¹¹ das wir an uns kennen. Dazu gehört die Gewöhnung an die selbsterzeugte Vielfalt von Verhaltens- und Lebensformen, die unser Dasein nicht nur prägt, sondern auch zunehmend verändert. Im Werkzeuggebrauch ist es bereits zu einer Vielfalt und Virtuosität gekommen, deren Vorzüge so offenkundig sind, dass es sich lohnt, auch die nachfolgende Generation anzulernen und einzuweisen – worin dann gewiss ein immenser Impuls zur weiteren Entwicklung des Menschen liegt.

11.—*Zunehmende Selbststeuerung der Kultur.* Dass sich die genannten kulturellen Entwicklungsschritte gleichwohl auch »in der Natur« abspielen, wird man schwerlich bezweifeln können – genauso wenig wie die Tatsache, dass die sie veranlassenden, tragenden und treibenden Lebewesen ganz und gar zur Natur zu rechnen sind. Aber was durch die Erfindung zunehmend spezialisierter Werkzeuge hinzukommt: die *Verzierung* von allem, was im Gebrauch besonders wertvoll erscheint, die Unterschiede in der *Bekleidung*, im *Schmuck*, den man am Körper trägt, das ist unzweifelhaft *Kultur*. Hinzu kommen alsbald die kunstvollen *Amulette* und *Statuetten*, die für den Schutz vor bösen Geistern sorgen, oder die *Schlag-* und *Blasinstrumente*, die offenkundig nicht nur zur *Verständigung über weite Entfernungen*, sondern zur *Belebung* oder *Beruhigung* in der Gemeinschaft verwendet werden – alles das müsste, so könnte man meinen, den Menschen immer mehr von der Natur entfernen. Es ist aber *Kultur*, die ihren Namen nur verdient, solange sie mit der Natur verbunden bleibt.

¹¹ So spricht Kant in der *Kritik der reinen Vernunft* vom selbstbewussten Ich des Menschen.

Der scheinbare Abstand wächst mit dem *Bewusstsein eigenständiger Verfügung* über Dinge und über andere Lebewesen – so als wären sie Dinge. Zwar benötigt der Mensch eine zunehmende Vertrautheit mit dem, womit er umgeht. Doch sein immer eindringlicher werdendes Wissen erhöht die *Distanz zum Erkannten*, das nur zu leicht auf die Rolle des disponiblen Objekts reduziert wird. Die Intimität der genauen Kenntnis verliert sich in der praktizierten Verfügung über etwas, das als bloßer »Gegenstand« angesehen werden kann, ohne Rücksicht darauf, dass auch er zum Bestand des eigenen Lebens gehört, ja vielleicht selbst lebendig ist.

Die Kompensation für diese Selbstabgrenzung von dem, wozu der Mensch nicht nur ursprünglich, sondern auch weiterhin gehört, findet sich vermutlich schon früh in der *animistischen Deutung* der Natur. Mit der Zunahme des Wissens in den ersten großen Zivilisationen in den letzten zehntausend Jahren v. Chr. wird die animistische Einbindung in die Natur durch die Möglichkeiten der öffentlichen Verkündung und der die Schrift nutzenden *Religionen* institutionalisiert.

Hier wird die mit dem zunehmenden Einsatz der Technik und unter dem Eindruck des rasch wachsenden Wissens verloren scheinende Einheit von Natur und Kultur in der *Allgegenwart der Götter* aufgehoben. Die Götter werden mit ihrer Leistung des Erschaffens, Überwachens und Bestrafens die Garanten für die Einheit der gegebenen Natur mit der sich scheinbar von ihr abgrenzenden Kultur. Und in der kultischen Verehrung werden die Toten zur Brücke zwischen dem, was später *Diesseits* und *Jenseits* genannt wird. Auch dies ist eine folgenreiche kulturelle Unterscheidung, mit der die Einheit der vorgestellten Welt kulturell gewahrt bleibt. Die den Totenkult nicht in allen, aber doch in einigen Kulturen leitende Erwartung ist, dass das Leben nach dem Tod unter veränderten Bedingungen weitergeht. Vom »ewigen Leben« ist in manchen Religionen bis heute die Rede.

Überdies sorgen die nicht selten selbst als Götter verehrten Tiere für einen Ausgleich für die Herrschaft der Menschen und bieten so die Vorstellung von möglichen Formen der Versöhnung mit den nicht-menschlichen Lebewesen. So werden die mit der Selbstbehauptung des kulturellen Lebens aufgerissenen Gräben zwischen Mensch und Tier überbrückt, zuweilen aber auch verschärft. In höchst konkreten Formen wird so im Göttlichen entweder die Vereinigung von dem gewünscht, was unter dem Druck kollektiver Selbstbehauptung zu trennen war; oder es werden Gegensätze, unter denen die Kultur zu leiden hat, durch Verewigung integriert.

Das sind nur Andeutungen über die Vielzahl von Leistungen, in denen die Menschen, oft unter Berufung auf die von ihnen in vielen Formen geglaubten und verehrten Götter, sich selbst als die begreifen, die ihrem Leben eine Richtung geben und damit auch ihrer Kultur Ziele setzen. So bestätigt sich gerade auch mit Blick auf den »Himmel« oder das »Jenseits« das Bewusstsein des Menschen, der seinem Leben eine *Form* und eine *Richtung* geben kann. Er sucht sich dabei einer Vielzahl von Kräften und Mächten zu versichern, denn er macht in jeder Hinsicht die Erfahrung, dass ihm zahllose Kräfte und Mächte entgegenstehen.

12.—*Kultur unter dem Anspruch ihrer Eigenständigkeit.* Heute ist es zu einer Selbstverständlichkeit geworden, schon die in der Frühzeit des Menschen inaugurierten Entwicklungen mit dem Begriff der »Kultur« zu verbinden. Spätestens der *homo sapiens* (der immer auch *homo faber* war und der es sich zunehmend erlauben konnte, sich als *homo ludens* zu präsentieren) lässt uns geneigt sein, die Lebensform des Menschen als Ausdruck seiner *Kultur* anzusehen. Auf's Ganze gesehen ist aber alles nur die Fortsetzung der notwendig natürlichen Lebensweise des sich selbst »Mensch« nennenden Tieres, das sich selbst unter den Titel der *Menschheit*

stellt. Heute stehen wir vor der Aufgabe, einen *Selbstbegriff des Menschen* – ohne Abwertung anderer Lebewesen – zu formulieren.¹²

Zur Kultur gehören damit auch die Mechanismen der Abwehr dessen, was als fremd, feindlich oder bedrohlich ausgegrenzt werden soll. Erst in ihr konnte sich der Mensch zum »grausamsten Thier« auswachsen, das es offenbar aushält, auch als »weinendes« oder »lachendes Thier« apostrophiert zu werden. Dazu passt, dass man die Kultur des Menschen als durch und durch »tragisch« begreift.¹³

In den meisten dieser Formen der Selbstausszeichnung der menschlichen Lebensform als »Kultur« kommt ein Selbstbewusstsein zum Ausdruck, in dem sich der Mensch als *Herr seines Daseins* begreift. Zwar glaubt er in vielen Fällen, er teile sich die Verantwortung mit den Göttern, zu denen er privilegierte Beziehungen unterhalte, die es ihm, wenn er die Pflichten angemessener Verehrung nicht verletzt, erlaubt, als eine Art Stellvertreter aufzutreten. Also sucht er im Namen oder im Auftrag der Götter zu handeln, insbesondere dann, wenn er vor großen Aufgaben steht.

Unter dieser Prämisse hat die unter staatsförmiger Anleitung erfolgende *Zivilisierung der Menschheit* seit mehr als siebentausend Jahren gestanden. Kaum ein Herrscher, der es wagen konnte, ohne Berufung auf einen göttlichen Beistand tätig zu sein. Kein Reich und keine Stadt, kein Krieg und kein

¹² Das zu verstehen, wird in dem erwähnten Buch über *Humanität* versucht.

¹³ Mit Urteilen wie diesen hat Friedrich Nietzsche noch im 20. Jahrhundert Aufmerksamkeit gefunden. Georg Simmel hat daraus die bereits erwähnte einflussreiche Formel von der »Tragödie der Kultur« gemacht. Ernst Cassirer, der die Kultur als »fortschreitenden Prozess der Selbstbefreiung des Menschen« begreift, hat hingegen nur ein kaum vernehmbares Echo gefunden. Gleichwohl muss in seiner Platon, Goethe, Kant und Hegel verpflichteten Formel der Ausgangspunkt einer jeden Hoffnung auf eine »Erneuerung der Kultur« gesehen werden. (Siehe dazu auch Teil II, 8)

Frieden, die sich nicht auf eine höhere Anordnung oder Garantie berufen haben. Noch heute legen die meisten Staaten Wert auf eine geistliche Unterstützung durch Repräsentanten einer Religion.

Die Verbindung von politischer Herrschaft und religiöser Legitimation werten wir hier lediglich als Indiz für die *Verselbstständigung der Kultur*, die unter dem Schutz göttlicher Mächte leichter vollzogen werden kann, aber gewiss nicht auf Dauer bestehen bleiben muss. Hier wird allein die sich auch regional verdichtende Pluralisierung der Religionen für Neutralisierungen sorgen.

Doch auch unabhängig davon wird die Neigung des Menschen, seine zivilisatorischen Leistungen nach Art eines *autonomen Akts* zu verstehen, zunehmen. Das kulturelle Geflecht des Menschen, das immer auch Modifikationen der Natur einschließt, hat die Tendenz, sich nach Art einer *ihren eigenen Gesetzen folgenden Einrichtung* zu verstehen. *Wenn es richtig ist, dass der Staat sich als eine ins Große gerechnete Person begreift, dann kann die Kultur als Ensemble von Institutionen angesehen werden, die in ihrer Zahl und in ihren Aufgaben nicht festgelegt werden können, im Ganzen aber nach Eigenständigkeit streben.* Sie verhalten sich darin wie einzelne Menschen, die ihre bewussten Handlungen auf jeweils eigene Gründe zu stützen suchen.

13.—*Die Eigendynamik der Kultur.* Als Transformation der Natur ist die Kultur daran gebunden, deren evolutionäre Triebkraft auf dem erreichten Niveau und unter aktiver Mitwirkung des Menschen voranzutreiben. Das erklärt die inzwischen atemberaubende Dynamik kultureller Prozesse, die mit ihren Innovationen, Renaissance, Revolutionen und Moden den Menschen gar nicht mehr zur Ruhe kommen lassen.

Im Vergleich zur Langsamkeit, in der die Evolution ihre epochemachenden Neuerungen durchsetzt, ist die nicht mehr auf die Zwischenschritte natürlicher Vererbung angewiesene Kultur zum dominierenden Motor der Veränderung geworden. Das veranlasst die Evolutionsbiologen inzwischen von Mechanismen »kultureller Evolution« zu sprechen, die nur noch zu einem geringen Anteil auf den zeitraubenden Umweg über die molekular-genetische Vererbung angewiesen sind. Primär sind sie auf den Lernprozess der innovationsfreudigen, gleichwohl zur raschen Institutionalisierung und zur Traditionsbildung neigenden Menschheit angewiesen. Hier kann man, mit Wilhelm von Humboldt, dem »Geist der Menschheit« eine tragende Rolle zusprechen, wobei freilich offenbleibt, ob dies tatsächlich eine zielführende Rolle ist. Zwar setzt das menschliche Bewusstsein Zwecke, wie sie bei einer »Erneuerung« oder »Rettung« proklamiert werden; aber ob sie tatsächlich lenkend und leitend sind, ist damit noch nicht gesagt.

Doch wie dem auch sei: Mit ihren oft nur durch Ideen oder Erfindungen einzelner Menschen in Gang gekommenen, weltweit wirkenden und das Leben aller Menschen verändernden Neuerungen, wie sie uns nicht erst in den digitalen Techniken begegnen, sondern schon lange zuvor durch die Erfindung der Schrift, des Rades, der Seeschifffahrt, des Schießpulvers, des Buchdrucks, der Dampfmaschine, des Verbrennungsmotors, der Immuntherapie, des Radars, der Sensortechniken sowie der zerstörerischen Gewalt der Kernkraft wirksam waren und sind, hat sich *die Kultur als die eigentliche Triebkraft der Organisation des menschlichen Lebens* erwiesen.

Da kann es nicht ausreichen, dieser explosionsartigen Entwicklung nur protokollierend und kommentierend zuzusehen. Das Verlangen, der kulturellen Gewalt des menschlichen Lebens selbst eine *Richtung* zu geben, ist gleichsam der ursprünglich kulturelle Impuls, der uns verpflichtet, der

fortgesetzten Veränderung mit ihren eigenen Mitteln Herr zu werden.

Im Gang ihrer Geschichte hat die Menschheit unter der Herrschaft der Politik, der Religion und vielfältiger Ideologien zumindest eines gelernt: Sie kann ihre proklamierten Ziele, sofern sie eine größere Zahl von Menschen betreffen, nicht in der Unmittelbarkeit einer Trieberfüllung erreichen. Was immer geschehen soll, muss *beraten, abgestimmt, abgesprochen* und in *öffentlich bekannt gemachten Plänen* vorgestellt werden. Ehe man darin nur Ursachen für Triebverzicht und restriktive Rücksichtnahmen namhaft macht, wie das in der Kulturkritik der Psychoanalyse der Fall ist, sollte man sich eingestehen, dass hier beinahe unerschöpfliche Quellen für die Lust an der *Mitteilung*, für die Freude, *zu Wort zu kommen* und *Einfluss zu nehmen*, die Genugtuung, nach beharrlichem Streit *Recht zu behalten*, zu finden sind. Zu den Wortneuschöpfungen der letzten Jahrzehnte gehören »Streit-« und »Debattenkultur«. Die Neigung, im Gespräch zu bleiben, würde Nietzsche vermutlich als ein natürliches Erbe des Menschen als »Heerdentier« ansehen. Sie lässt sich zur »Leutseligkeit«, einer Spielart der *Humanität*, kultivieren.

Strenger geurteilt, ist die Menschheit hier gewiss mit keiner anderen Art von Lebewesen vergleichbar. Ihre Besonderheit hat sie darin, dass sie ihren eigenen Bestand und ihre Zukunft *politisch wahrnimmt*, aus *verschiedenen Perspektiven* erörtert und *politisch*, d. h.: mit vereinten Kräften zu *bewältigen* sucht.

14.—*Die Verantwortung für die eigene Zukunft.* Sieht man, wie vielfältig die Überlebensprobleme der Menschheit sind und wie unmöglich es erscheinen kann, sie auch nur mit der Hoffnung auf eine selbstbestimmte Gestaltung anzugehen, könnte man mutlos werden. So wie die politischen Herr-

scher und in ihrer Nachfolge auch die politischen Philosophen den Bürgern immer wieder von Neuem *Frieden* versprochen und doch eine unabsehbare Folge von Kriegen heraufbeschworen haben, deren Träger die erklärten Garanten des Friedens, nämlich die Staaten sind, so könnte man erst recht den Mut verlieren, die Kultur im Ganzen zu einem Gegenstand der Erneuerung zu machen.

Doch ist es auch hier nicht anders als im Fall des einzelnen Menschen, der *Verantwortung für sich selbst* übernimmt und sich für *handlungsfähig* erklärt: Man weiß von den Schwierigkeiten, nimmt die Unabsehbarkeit selbst in einzelnen Fällen in Kauf, kennt Beispiele des Scheiterns und ist sich klar, dass man den Ausgang des Ganzen ohnehin nicht kennt: und handelt dennoch! Und dies oftmals nicht nur mit entschlossener Tatkraft, sondern häufig auch hochmotiviert und mit zunehmendem Selbstvertrauen. Warum nicht auch in den Aufgaben einer *Erneuerung der Kultur*, bei der auch *nicht alles*, geschweige denn *alles auf einmal* versucht werden muss?

Es gibt überdies einen guten Sinn, den Menschen nicht nur als Einzelnen, sondern auch in seinen Organisationen als *frei*, ja als *autonom* zu betrachten, obgleich er sich gar nicht *selbst gewollt* und sich weder im Ganzen noch in der Mehrzahl seiner Eigenschaften *selbst gemacht* hat. Hier hat er in der Organisation den Vorteil, sie tatsächlich selbst schaffen und ihre Ziele selbst bestimmen zu können.

Die Voraussetzung für ein solches Selbstverständnis besteht beim einzelnen Menschen darin, dass er sein eigenes Leben führen möchte und nicht dem Willen anderer unterworfen sein will. In der Gemeinschaft mit seinesgleichen verzichtet er in Teilen auf seine Eigenständigkeit, um dafür im Ganzen weiterreichende Absichten für sich und für andere realisieren zu können. Für die Kultur gilt das entsprechend, mag sie noch so komplex und von unzähligen äußeren Faktoren bestimmt sein: Wenn sie dem Menschen wichtig ist,

weil er erkennt, dass seine Gegenwart und Zukunft von ihr abhängig sind, dann muss er sie auch von sich aus wollen und nach seinen Einsichten zu gestalten suchen. Also hat er das Kunststück zu vollbringen, eine der aufwändigsten Errungenschaften der Kultur, nämlich die Politik, zum Medium ihrer Gestaltung zu nutzen. Und da es die Kultur für den Menschen immer schon gibt, kann Gestaltung der Kultur nur bedeuten, sie so zu *erneuern*, dass sie ihm eine verbesserte, erweiterte und nach Möglichkeit sichere Zukunft bietet.

Damit wird der Augenblick, in dem man diese Erneuerung mit guten Gründen fordert, auch zum Ausgangspunkt einer die Kultur zum Gegenstand machenden *Politik*. Und spätestens die öffentliche Begründung nötigt dazu, mit der Sicherung der Qualität des Lebens für alle Menschen auch das Leben selbst nicht nur in seiner Vielfalt, sondern auch in seiner produktiven Gegensätzlichkeit zu erhalten.

Wie sich unter diesen Bedingungen der Anspruch auf *rechtliche Verbindlichkeit* und wechselseitiges *kulturelles Verständnis* theoretisch rechtfertigen und praktisch durchsetzen lässt, ist eine Aufgabe, die vermutlich dem Einwand, etwas Unmögliches zu wollen, immer wieder von Neuem ausgesetzt sein wird. Doch die Rede von der Politik als der »Kunst des Möglichen« gibt bereits unter dem Titel der »Kunst« zu erkennen, dass sie mit dem Vorurteil zu rechnen hat, *etwas ohnehin Unmögliches* zu wollen.

Es kann daher eine Politik für eine »Erneuerung der Kultur« nicht schrecken, dass sie selbst *etwas Neues* in Angriff nimmt. Sie hat nicht nur mit Widrigkeiten und Widerständen zu rechnen, sondern muss sie so früh wie möglich ins Auge fassen und in ihrem prinzipiellen Rang bedenken. Darauf sollten die Ausführungen in diesem *ersten Teil* des Buches vorbereiten. Im *zweiten Teil* gehen wir in geschichtlicher Reihenfolge auf einige philosophische Problemkonstellationen der Kultur ein, ehe in einer Aufzählung mög-

licher Einzelaktivitäten exemplarisch aufgeführt wird, was in der Absicht einer Erneuerung an speziellen Problemen aufgenommen werden könnte. Die Begründung und die Bedingungen ihrer Umsetzung sind dann jeweils im Einzelfall zu geben.

Dabei hat die *Stiftung kulturelle Erneuerung* in jedem Punkt dafür zu werben, dass die Spannung zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen als etwas erkannt und erfahren wird, was zur Kultur des Menschen gehört. *Auch Kultur ist, wie die Natur, das, was in Gegensätzen produktiv wird.* Die können, was schon die Griechen wussten und heute längst zu einer *conditio sine qua non* geworden ist, nur im *Frieden* ausgetragen werden. Mehr noch: Nur die *Demokratie, als die politische Form der Menschheit*,¹⁴ kann dafür die hinreichenden Bedingungen schaffen. Das macht die Formulierung eines Programms der kulturellen Erneuerung nicht leichter, erhöht aber den Reiz seines Entwurfs und seiner Realisierung, die in jedem Fall eine Herausforderung darstellt.

Auf einen letzten Punkt soll jedoch abschließend wenigstens verwiesen werden. Ihm ist im erwähnten Buch über *Humanität* unter dem Titel *Homo ludens, homo negans et homo creator* ein ganzes Kapitel gewidmet; ich beschränke mich hier darauf, die Grundsätzlichkeit der Bedeutung von Phantasie, Spiel und Kunst herauszustellen.

15.—*Das Spiel, die Technik und die singuläre Leistung der Kunst.* Sucht man nach einer Nahtstelle zwischen Mensch und Tier, kann sie wohl am ehesten im *Spiel* ausgemacht werden. Denn so unzweifelhaft es ist, dass Tiere nicht nur Emp-

¹⁴ Dazu des Näheren: V. Gerhardt, *Demokratie als politische Form der Menschheit*, in: *Demokratie in der Krise. Analysen, Prozesse und Perspektiven*, hg. v. D. Brühlmeier/Ph. Mastronardi, Zürich 2016, 431–444.

findungen, Gefühle und Vorstellungen, sondern auch Erinnerung, Bewusstsein und ihre spezifische Sprache haben, so offenkundig ist es bereits vor jeder experimentellen Überprüfung, dass sie erst im spielerischen Einsatz ihrer Fähigkeiten zur Reife gelangen. Es sind vornehmlich Säuger, die in den ersten Wochen und Monaten nach ihrer Geburt ihren natürlichen und sozialen Lebensraum spielerisch erkunden.

Der Mensch übernimmt das als sein vielleicht wichtigstes Erbe. Das kann er sich, wie es scheint, als einziges Lebewesen *ein ganzes Leben lang* erhalten und in *unendlichen Variationen* entfalten. Er spielt mit *sich allein*, mit *seinesgleichen* und mit allen möglichen *Gegenständen seiner Welt*. Dabei zeigt sich die schier unglaubliche Reichweite seiner *Phantasie*. So kann er als ein konstitutionell auf das *Experiment* angewiesenes Lebewesen begriffen werden, das auch im Ernst seines Lebens – im Handeln, im Sprechen, im Planen oder Forschen – gar nicht auf seine Fähigkeit verzichten kann, etwas *auf den Versuch hin* zu tun.

Diese Ausweitung wäre nicht möglich, wenn der Mensch seine Fähigkeit zu spielen nicht mit seinem bereits begrifflich verfassten *Vermögen*, »*nein*« zu sagen, verbinden könnte. Im Spiel, das in sich nicht nur *Lust* und *Befriedigung* zu verschaffen vermag, sondern auch auf den erkennbaren *Umgang mit Alternativen* gegründet ist, muss er in Kooperation und Kompetition fortwährend kommunizierbare *Entscheidungen* treffen. Hinzu kommt, dass Spielen *Freiwilligkeit* und *Regelbewusstsein* verlangt, so dass sich die von der Logik des Spiels geforderte *Fairness* als elementare *Schule der Moral* aufweisen lässt.

Will man also etwas für die Erhaltung, Entfaltung und Erneuerung der Kultur tun, hat man dafür zu sorgen, dass der Menschheit die *Lust am Spiel* nicht vergeht. Das betrifft alle bislang entwickelten Formen des Spiels und der sportlichen Betätigung, zu denen ständig neue hinzukommen. Dabei wäre es einen Versuch wert, eine Diskussion über

Kriterien für einen humanen Sport zu entwickeln, die nicht nur das Doping ächten, sondern auch grausame und abwertende Formen des Umgangs mit Menschen und Tieren verbieten.

Am Siegeszug der *digitalen Medien* kann man ablesen, welche Bedeutung das Spiel bei der Durchsetzung neuer Kulturtechniken hatte und hat. Noch nie hat sich eine technische Erfindung derart rasch über den ganzen Globus verbreitet und dabei auch die Kinder, die Jugend und die älteren Menschen eingebunden. Die Möglichkeit des spielerischen Umgangs mit dem scheinbar so harmlosen Medium hat nicht unwesentlich dazu beigetragen, es unentbehrlich zu machen.

Die kulturellen Chancen und Risiken der digitalen Techniken sind derzeit ein vorrangiges Thema der öffentlichen Diskussion. Was dazu von mir an anderer Stelle beigetragen worden ist, braucht hier nicht wiederholt zu werden.¹⁵ Es versteht sich, so hoffe ich, von selbst, dass diesem Thema in der Arbeit der *Stiftung kulturelle Erneuerung* Raum gegeben werden muss. Wenn es nicht gelingt, die *digitalen Techniken* aus der alleinigen Verfügung durch wenige Monopole zu befreien, sie einer wirksamen Kontrolle durch internationales Recht zu unterstellen und sie zu Elementen einer produktiven Gestaltung der Kultur werden zu lassen, kann eine kulturelle Erneuerung nicht gelingen.

Spätestens jetzt ist der Zeitpunkt gekommen, von der seit Hiob, Hesiod und Sophokles nicht abreißenden Klage einer

¹⁵ Dazu V. Gerhardt, *Licht und Schatten der Öffentlichkeit. Zu Voraussetzungen und Folgen der digitalen Innovation*, Wien 2014; ders.: *Methodischer Optimismus vor digitaler Zukunft. Kritische Nachbemerkung zu den Empfehlungen zur Zukunft des wissenschaftlichen Publikationssystems*, in: P. Weingart/N. Taubert (Hg.), *Wissenschaftliches Publizieren zwischen Digitalisierung und medialer Beobachtung*, de Gruyter Akademie Forschung, Forschungsberichte 38, Berlin/Boston 2016, 271–282. ders.: *Zu nah am Feuer. Das unvergleichlich Neue der digitalen Technik – und ihre gerade darin unterschätzte Gefahr*, in: *Polar* 22, 2017, 73–80.

pauschalen Technik-Kritik *Abstand* zu nehmen. Montaigne hat mit seinem Diktum, dass nur das missbraucht werden kann, was zu etwas gut ist, den Grund für eine solche Wende gelegt.¹⁶ Kant, Hegel, Kapp und Friedrich Dessauer haben gezeigt, dass die Technik das elementare Mittel ist, das die Natur bereits zu ihrer lebendigen Selbstorganisation benötigt.¹⁷ Ernst Cassirer hat im Anschluss an die genannten Denker und unter Berufung auf Goethe die Technik als »bildendes Gestalten« gedeutet und damit die enge, innere Beziehung zwischen Kultur und Technik aufgewiesen.¹⁸

Heute wissen wir, wie nahe die digitalen Techniken den Funktionen des menschlichen Bewusstseins sind. Der Mensch vermag endlich zu erkennen, wie eng nicht nur seine körperlichen Fähigkeiten, sondern auch seine spezifisch humanen Kapazitäten mit der Technik verbunden sind. Schon Nietzsche hat das Bewusstsein als ein »Netz« gedeutet, in dem jedes Individuum einen »Knoten« darstellt, der prinzipiell mit allen anderen Trägern von Bewusstsein verbunden ist.¹⁹

Zur Kenntnis zu nehmen ist ferner, dass der *homo faber* dem *homo sapiens* um Jahrhunderttausende vorausgeht und ihm innerlich wie äußerlich bis in die Gegenwart auf das Engste verbunden bleibt. Da die Technik nicht erst mit dem

¹⁶ Essais, II,6: Über das Üben: »Missbrauch kann man allein mit Dingen treiben, die gut sind.«

¹⁷ E. Kapp, *Grundlinien einer Philosophie der Technik* (1877), Hamburg 2015.

¹⁸ E. Cassirer, *Form und Technik*, 1931; wieder in: *Gesammelte Werke*, Hamburger Ausgabe, Bd. 17, hg. v. Birgit Recki, Hamburg 2005, 139–184.

¹⁹ F. Nietzsche, *Fröhliche Wissenschaft*, 354. Nietzsche wusste zugleich auch als Altphilologe und als Komponist, dass es nicht zuletzt Techniken sind, die dem Menschen seine geistigen und künstlerischen Leistungen ermöglichen. Dazu v. Verf.: Nietzsche und die Technik. Auf dem Weg zu einer Theorie des Bewusstseins, in: S. Bianchi (Hg.): *Auf Nietzsches Balkon III*, Weimar 2018, 110–123.

Buchdruck, der Dampfmaschine oder der Nutzung der Kernenergie in die Welt kommt und auch nicht erst im Faustkeil anschaulich wird, sondern bereits den frühen Kulturen in den Methoden des *Messens*, des konformen *Verhaltens* sowie der *Mitteilung* gegenwärtig ist und von den Griechen in *Poetik*, *Rhetorik*, *Ethik*, *Politik* und *Musik* bewusst gelehrt und eingeübt wird, ist es Zeit zu einem angemessenen Verständnis der Technik zu gelangen.²⁰

Von besonderer Bedeutung ist, dass die Technik eine wesentliche Quelle *normativer Ansprüche* im Verhalten des Menschen ist. Sie verlangt einen exakten Umgang mit dem Material und größte Verlässlichkeit in der Kooperation mit seinesgleichen. Und da die meisten Menschen selbst am Gelingen ihrer Arbeit interessiert sind, ist die von der Technik verlangte *Normierung des eigenen Verhaltens* nicht notwendig fremdbestimmt. Setzen wir hinzu, dass es kaum eine *Kunst* gibt, die sowohl zu ihrer produktiven Gestaltung wie auch zu ihrer werkgetreuen Wiedergabe keiner Technik bedarf, haben wir hier ein zusätzliches Argument für die *Unentbehrlichkeit der Kunst* im Aufbau der Kultur.

Kunst ist das in der äußeren Darstellung zur eigenständigen Wirksamkeit gelangende Spiel. Übergänge zeigen sich im *Tanz*, in der leibhaftig erfahrenen *Musik* und im *Bühnenstück*. Mit der Leistung der *bild- und zeichenhaften Symbolisierung* kommt auch sie in ihren *Werken* zur eigenständigen Wirkung in *Architektur*, *Skulptur*, *Malerei* und *Literatur*. Durch die Weiterentwicklung der reproduktiven Techniken ist sie längst allgegenwärtig und ein von jedem auch noch in der Entspannung willkommenes Moment der Kultur. In der Entfaltung der *Phantasie* fordert und fördert sie die vorrangige *Produktivkraft der menschlichen Kultur* – auch hier über die Grenzen der Generationen, der Religionen und der

²⁰ Den Grund dazu habe ich in *Humanität* zu legen versucht. Siehe das Kapitel: *Homo sapiens est homo faber*.

politischen Systeme hinweg. Sie eröffnet damit die größten Chancen zu einer Versicherung, Festigung und Erneuerung der Kultur.

